

Leseprobe

Peter Mühlbach

„Wer spricht, übersetzt.“

Drei Studien über Franz Rosenzweig



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2018
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1272-0
www.aisthesis.de

Inhalt

Vorwort	9
„Die Hoffnung auf eigenem Boden eigenes Gewächs zu ziehn“. <i>Franz Rosenzweigs Entwicklung</i>	13
„Wer spricht, übersetzt“. <i>Einige Bemerkungen zur Lebensbedeutsamkeit des Übersetzens unter besonderer Berücksichtigung von Rosenzweig, Gadamer und Heinrich</i>	29
Rosenzweigs Grundgedanke	51

„Die Hoffnung auf eigenem Boden eigenes Gewächs zu ziehn“

Franz Rosenzweigs Entwicklung

Die Universitäts- oder Professorenphilosophie ist immer wieder in Frage gestellt, ja nicht selten mit beißendem Spott bedacht worden. Man denke nur an die boshaften Worte, die Schopenhauer, in einer eigens zu diesem Zweck verfaßten Schrift, seinen beamteten Kollegen entgegengeschleudert hat. Er nennt sie die „Herren von der lukrativen Philosophie“¹⁴, schimpft sie gar „Spaßphilosophen“¹⁵: „Denn daß es“, schreibt er, „mit der Philosophie so recht eigentlicher, bitterer Ernst seyn könne, läßt wohl, in der Regel, kein Mensch sich weniger träumen, als ein Docent derselben.“¹⁶ Ein Philosophieprofessor muß eben noch lange kein Philosoph sein. Auch wenn er sich für einen solchen hält.

Große Philosophie entwächst der Lebenserfahrung des philosophierenden Subjekts und wäre ohne diese Herkunft gar nicht denkbar. Deshalb gibt es auch – wie Schopenhauer betont – keine zwanzigjährigen Philosophen, wohl aber zwanzigjährige Mathematiker.

Eng mit dem menschlichen Dasein verknüpft, soll die Philosophie in einem ganz anderen Sinne als die seit Galilei und

14 *Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden*. Nach den Ausgaben letzter Hand herausgegeben von Ludger Lütgehaus, Bd. IV, Zürich 1988, S. 150 und S. 187 („Über die Universitätsphilosophie“).

15 Ebd., S. 160, vgl. auch S. 157.

16 Ebd., S. 143.

Descartes sich entwickelnden Naturwissenschaften lebensbedeutsam¹⁷ sein. Sie soll den Menschen in ihrer Lebensnot etwas sagen¹⁸ und nicht bloße Tatsachenwissenschaft¹⁹ sein, sich also vor sich selbst verantworten und nicht jede Frage, die gestellt werden könnte, auch wirklich stellen.

1

Genau an diesem Punkt setzt die Wissenschaftskritik Franz Rosenzweigs an. Am 30. August 1920 schreibt er an seinen Lehrer, den berühmten Historiker Friedrich Meinecke, die folgenden Sätze: „Es ist mir nicht jede Frage wert, gefragt zu werden. Die wissenschaftliche Neugier und der ästhetische Stoffhunger²⁰ – besonders der zweite hielt mich einst unter

17 Vgl. Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Hamburg 1977, § 2.

18 Vgl. ebd.

19 „Kann [...] die Welt und menschliches Dasein in ihr in Wahrheit einen Sinn haben, wenn die Wissenschaften nur [...] objektiv Feststellbares als wahr gelten lassen, wenn Geschichte nichts weiteres zu lehren hat, als daß alle Gestalten der geistigen Welt, alle den Menschen jeweils haltgebenden Lebensbindungen, Ideale, Normen, wie flüchtige Wellen sich bilden und wieder auflösen, daß es so immer war und sein wird, daß immer wieder Vernunft zum Unsinn, Wohltat zur Plage werden muß?“ (Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, Hamburg 1977, S. 5).

20 Auf seinen „ästhetischen Stoffhunger“ zurückblickend, schreibt Rosenzweig im Spätsommer 1923 (so vermutet Ina S. Lorenz) in einem unveröffentlichten Brief an seinen Studienkollegen Siegfried A. Kaehler das folgende: „Da haben Sie mich, den Aestheten, der ich damals war, einmal als ich Ihnen die Seligkeit zu schildern versuchte, die ich beim Verschlingen des historischen Stoffes genösse, gefragt: ‚Und was dann?‘ ‚O, der Stoff geht nicht aus, habe ich geantwortet. Das Gesicht, was Sie da gemacht

seinem Bann – füllen mich heute nicht mehr. Ich frage nur noch, wo ich gefragt werde.²¹ Vom Menschen gefragt werde, nicht vom Gelehrten, nicht von ‚der Wissenschaft‘: Auch im Gelehrten steckt ja ein Mensch, ein fragender, ein antwortbedürftiger. Ihm dem Menschen, aber nicht mehr der Wissenschaft im Gelehrten, nicht mehr diesem unersättlich neugierigen unstillbar gefräßigen Gespenst, das den, den es besessen hält, aufzehrt bis von seiner Menschlichkeit nichts mehr übrig bleibt.“²² Hier bricht der Satz ab. Ihm, dem Menschen, möchte ich antworten, ist wohl zu ergänzen, ihm, dem Menschen, möchte ich dienen, nicht mehr „der Wissenschaft im Gelehrten“. Rosenzweig distanziert sich also von einer Wissenschaft, die sich wie ein Vampir gebärdet. Mehr noch, er distanziert sich von sich selbst; von sich selbst als einem Menschen, der dieser Wissenschaft restlos verfallen war. Er spricht in diesem Zusammenhang von seinem „sinn- und ziellosen sich in sich selbst forttreibenden unendlichen Hunger nach Gestalten“²³, seiner „unersättlichen Rezeptivität“²⁴ und davon, daß ihm „vor dem Menschen, der er war, graute“²⁵.

Was Rosenzweig hier schildert, hat Kierkegaard in der Schematik seiner Stadienlehre als unterste Stufe der Existenz begriffen. Er nannte sie das ästhetische Stadium. Walter Schulz charakterisiert dasselbe als „die sorglose Un-

haben, ist mir jahrelang nachgegangen, bis es seine Wirkung getan hatte“ (Ina S. Lorenz, „Erkennen als Dienst am Menschen“. Einige unveröffentlichte Briefe von Franz Rosenzweig an den Historiker Siegfried A. Kaehler“, in: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik (Hrsg.), *Der Philosoph Franz Rosenzweig. Internationaler Kongreß Kassel 1986*, Freiburg/München 1988, S. 208).

21 „Ich rede nur, wenn ich mich angeredet fühle. Rede steigt nicht aus dem Nichts, nicht aus dem Dunkel. Rede steigt aus dem Blick, der mich anblickt, aus der Erwartung, daß ich reden möchte. Und so (da ich mich angeblickt fühle) rede ich“ (GS III, S. 601f.).

22 GS I-2, S. 681.

23 GS I-2, S. 679.

24 Ebd.

25 Ebd.

gebundenheit eines in sich unausgerichteten diskontinuierlichen Lebensbewußtseins“²⁶.

In sich unausgerichtet war auch das Lebensbewußtsein Franz Rosenzweigs. Die Halt- und Richtungslosigkeit seines Lebens hat ihn zutiefst erschüttert. Das zeigt eine weitere Stelle in dem Brief an Meinecke sehr deutlich. Rosenzweig findet für das, was ihm geschehen war, keinen anderen Namen als den des „Zusammenbruchs“ und fährt dann fort: „Ich fand mich plötzlich auf einem Trümmerfeld oder vielmehr: Ich merkte, daß der Weg, den ich ging, zwischen Unwirklichkeiten dahin führt.“²⁷ So spricht einer, der erfahren mußte, daß er auf dem Holzweg war; und deshalb umkehrte. Umkehrte, weil der Weg, den er ging, nur immer weiter in das Reich der akademischen Illusionen hineinführte, im selben Maße aber die Welt der Wirklichkeit, der „lebendig strömenden Wirklichkeit“²⁸, aus dem Blickfeld verschwand.

„Hineintreten mitten in den Alltag des Lebens“²⁹, so lautet nach diesem Zusammenbruch der Imperativ, dem sich Rosenzweig mit ganzem Ernst unterstellt. Daß er aufgrund dieser Haltung das noble Angebot seines verehrten Lehrers Friedrich Meinecke, ihn in Berlin zu habilitieren, aus-schlug, war nur konsequent. „Ich war“, schreibt Rosenzweig, „aus einem (durchaus habilitierbaren) Historiker zu einem (durchaus unhabilitierbaren) Philosophen geworden“.³⁰ Zu einem „unhabilitierbaren Philosophen“! Die Unhabilitierbarkeit ist also nähere Bestimmung des Philosophen. Demnach verdienten die Professoren der Philosophie es nicht, Philosophen genannt zu werden. Dies entsprach ganz und gar der Meinung Franz Rosenzweigs. Er unterschied sich in diesem Punkt um keinen Deut von seinem Vorgänger Arthur Schopenhauer.

26 Walter Schulz, *Die Vollendung des Deutschen Idealismus in der Spätphilosophie Schellings*, Pfullingen ²1975, S. 274.

27 GS I-2, S. 679.

28 GS II, S. 164.

29 GS III, S. 160.

30 GS I-2, S. 680.

Einen einzigen unter den Universitätsphilosophen nahm Rosenzweig von dieser Kritik allerdings aus: Hermann Cohen. In einem Gedenkblatt, das im Frühjahr 1918 in den *Neuen Jüdischen Monatsheften* veröffentlicht wurde, erinnert er sich an seine erste Begegnung mit ihm im November 1913 in Berlin: „Gewohnt, auf philosophischen Kathedern kluge Leute zu finden, feinsinnige, scharfsinnige, hochsinnige, tief-sinnige und wie alle die sinnigen Worte heißen mögen, mit denen man Denker zu loben meint, fand ich einen Philosophen. Statt Seiltänzern, die auf dem gespannten Draht des Gedankens mehr oder weniger kühn, mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger zierlich ihre Sprünge ausführten, sah ich einen Menschen. Die verzweifelte Inhaltslosigkeit oder Inhaltsgleichgültigkeit, unter der mir fast alles Philosophieren auf den Kathedern der Gegenwart zu leiden schien – diese Gleichgültigkeit, die einem stets die Frage abpreßte, warum in aller Welt dieser Mann, der da vor einem stand, gerade durchaus philosophierte und nicht sonst etwas tat –, hier war nichts davon zu merken. Hier schwieg die Frage still, hier hatte man das unzerstörbare Gefühl: dieser Mensch muß philosophieren, er hat den Schatz in sich, den das kräftige Wort heraufzwingt.“³¹

Rosenzweig war, wie aus dem polemischen Ton dieser Sätze herauszuhören ist, nicht nur zu einem Philosophen, sondern – ganz in der Tradition Pascals, von dem das Wort stammt: *se moquer de la philosophie, c'est vraiment philosopher*, an der Philosophie Anstoß nehmen, das heißt wahrhaft philosophieren – Rosenzweig war also nicht nur zu einem Philosophen, sondern geradewegs zu einem *philosophiefeindlichen Philosophen* geworden. So lautet denn auch das erste Motto seines Hauptwerks *Der Stern der Erlösung*: in philosophos! gegen die Philosophen!

Was aber hat Rosenzweig zu einem Philosophen werden lassen, und obendrein zu einem solchen am Rande der Philosophie? Welches Widerfahrnis stürzte ihn in jene Krise, aus

31 GS III, S. 239.

der er – so in einem Brief an Richard Koch ein Jahr vor seinem Tode – „als Philosoph hervortauchte“^{32?}

2

Am 21. Januar 1906 schreibt der neunzehnjährige Medizinstudent Franz Rosenzweig in sein Tagebuch: „Was ich mir davon [gemeint ist das Medizinstudium, P.M.] erhoffte, Konzentration, Ausgefülltheit, das ist bis heute noch nicht eingetreten. Ich bin zersplittert wie je und zwar häufig leider nicht in Vielgeschäftigkeit, sondern in Leerheit.“³³ Rosenzweig klagt über sein zerstreutes, ungesammeltes Wesen. Nichts hat ihn bisher in seinem Studium derart gefesselt, daß es seine Kräfte gebunden oder gelenkt hätte. *Leerheit* ist schließlich der resignierte Ausdruck seiner Enttäuschung über diesen Studienverlauf. Daß seine Unzufriedenheit etwas mit der Wahl seines Studienfaches zu tun haben könnte, weist er allerdings von sich. „Ich bezweifle auch heut noch nicht im geringsten“, notiert er am selben Tag in sein Tagebuch, „die Richtigkeit meines gewählten Studiums [...] aber es muß sich zeigen, ob dieses Nichtbezweifeln Folge eines richtigen dunklen Triebs ist oder bloß meines bisherigen Nichtstudierens.“³⁴ Gegen die Evidenz seiner Erfahrung versucht der junge Rosenzweig, den nun einmal eingeschlagenen Weg als den für ihn richtigen vor sich selber zu rechtfertigen. Aber Rationalisierungen dieser Art, so überzeugend sie im Augenblick zu sein scheinen, beruhigen nur das Gemüt. Noch bringt Rosenzweig es nicht über sich, einen Wechsel seines Studienfaches zu erwägen, obwohl ihn seine Neigungen in eine ganz andere Richtung treiben. Ob Dichtung, Musik oder Malerei, es ist in

32 GS I-2, S. 1197.

33 GS I-1, S. 20.

34 Ebd.